

**HEYNE <**

Sandra Krautwaschl, geboren 1971, ist Physiotherapeutin und lebt mit ihrem Mann und ihren drei Kindern in einem kleinen Ort in der Nähe von Graz – seit zwei Jahren fast plastikfrei.

[www.keinheimfuerplastik.at](http://www.keinheimfuerplastik.at)

Sandra Krautwaschl

# PLASTIK FREIE ZONE

Wie meine Familie es schafft,  
fast ohne Kunststoff zu leben

WILHELM HEYNE VERLAG  
MÜNCHEN



Verlagsgruppe Random House FSC-DEU-0100  
Das für dieses Buch verwendete  
FSC®-zertifizierte Papier *Holmen Book Cream*  
liefert Holmen Paper, Hallstavik, Schweden.

Originalausgabe 07/2012

Copyright © 2012 by Wilhelm Heyne Verlag, München,  
in der Verlagsgruppe Random House GmbH

Printed in Germany 2012

Redaktion: Ulrike Nickel

Umschlaggestaltung: Hauptmann & Kompanie Werbeagentur, Zürich,  
unter Verwendung eines Fotos von Alexandra Guggenberger

Fotos Innenteil: Seite 3 oben und Seite 6 unten: Christian Jungwirth  
für *Woman*; sämtliche anderen Fotos stammen aus dem Privatarchiv von  
Sandra Krautwaschl. Wir danken für die freundliche Abdruckgenehmigung.

Satz: C. Schaber Datentechnik, Wels

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

ISBN: 978-3-453-60229-8

[www.heyne.de](http://www.heyne.de)

# Inhalt

## Einleitung:

»Plastic Planet«, nein danke ..... 7

## I. Aller Anfang ist schwer ..... 13

Rückblende: Stationen einer »Ökokarriere« 13 ·  
Ein Film und seine Folgen 19 · Eine einsame  
Entscheidung 22 · Die Familienkonferenz 27 ·  
Lust und Frust beim Planen 31 · Kein Paradies für  
Plastikverweigerer 34 · Nudelmisere und andere  
Schwierigkeiten 41 · Zwei E-Mails und eine folgen-  
reiche Idee 49 · Ein ganz neues Einkaufs-  
feeling 53 · Rudi und der Schütteltest 56 ·  
Nachdenkliches von Veronika 63 · Ein Haus voller  
Plastik 65 · Fast wie in alten Zeiten 71 ·  
Nervosität vor dem Start 76 · Eine schicksalhafte  
Begegnung 80 · Das Tupperwarekasterl 84 ·  
Hände weg von der Ritterburg 88 · Aktion Plastik  
raus 93

## II. Es geht los ..... 101

Zum Geburtstag eine Bitte-ohne-Plastik-Party 101 ·  
Schweineborsten made in Germany 111 · Spannender  
Medienrummel 116 · Podiumsdiskussion mit

Schönheitsfehler 120 · Verpackungswahnsinn und  
Lichterorgie 126 · Alle Jahre wieder oder auch  
nicht 133 · Das Christkind und der Plastik-  
drache 141 · Grüße von der Silvesterhütte 147

**III. Wir machen weiter** ..... 153

Zwischenbilanz zum Jahreswechsel 153 ·  
Alternatives Know-how 159 · Hygiene als  
Alibi? 174 · Über Fleisch, Tofu, Plastik und  
Fortschritt 177 · Neue Einkaufsroutine 185 ·  
Plastikrevival und nachhaltiges Leben 190 · Sommer-  
urlaub mit Müllsünden 196 · Déjà-vu an kroatischen  
Stränden 204 · Handys und »geplante  
Obsoleszenz« 213 · Von Seidenstrümpfen und  
dem Ende der Schnäppchenkäufe 228 · »Change  
bag – vom Kunststoff zum Echtstoff« 233 ·  
Ein sicher nicht endgültiges Resümee 246

**Nachwort:**

**Was sich seither getan hat** ..... 257

**Danke** ..... 261

**Anhang:**

**Tipps für den plastikfreien Einkauf** ..... 263

Relativ einfach plastikfrei zu bekommen 264 ·  
Etwas schwieriger 268 · Allgemeine Tipps 279

**Links und Adressen** ..... 282

**Nachwort von Werner Boote** ..... 287

## **Einleitung: »Plastic Planet«, nein danke!**

Seit über zwei Jahren versuchen wir ohne Plastik zu leben. Keine Tupperdosen und keine Frischhaltefolie in der Küche, keine vakuumverpackten Lebensmittel im Kühlschrank, keine PET-Flaschen und keine Plastikboxen für die Schuljause, im Bad keine Cremes und Bodylotions in Kunststoffflaschen oder Tuben, keine Putzmittel in der Plastikflasche und im Kinderzimmer weder Puppen noch Legosteine.

Nirgendwo Plastik. Nicht das kleinste bisschen? Na ja, fast. Jedenfalls bemühen wir uns nach Kräften, Plastik, speziell solches, das innerhalb kürzester Zeit zu Müll mutiert, gänzlich aus unserem Alltag zu verbannen. Eine Herausforderung der besonderen Art, um es vorwegzunehmen.

Kann das überhaupt funktionieren, fragen erstaunte, aber wohlgesinnte und interessierte Freunde. Wollt ihr das etwa wirklich durchziehen, heißt es bei den Skeptikern, und manche bedenken uns bisweilen mit mildem Spott, weil sie das Ganze nicht nur zum Scheitern verurteilt sehen, sondern es außerdem für leicht verrückt halten.

Ist es das? Gehört nicht vielmehr zu jeder neuen Erfahrung, zu jedem neuen Anfang auch eine Portion Mut einschließlich der Bereitschaft, ein herablassendes Lächeln oder verständnisloses Kopfschütteln nicht persönlich zu nehmen? Doch so weit gingen meine Gedanken zunächst gar nicht. Es war eher das Motto »Wer nichts wagt, der nichts gewinnt«, das mich anfangs moti-

vierte. Und dann haben wir uns nun mal an das Experiment gewagt, unser Leben möglichst ohne Plastik zu organisieren – eine spannende Geschichte im Übrigen, auch wenn wir gerade zu Beginn oft dachten, an die Grenzen des Machbaren zu stoßen.

Aber schließlich sind wir in unseren Bemühungen doch recht weit gekommen, obwohl es nicht immer einfach war. Es müssen ziemlich viele Dinge zusammenspielen. Erforderlich sind neben einem hohen Maß an logistischer Planung Erfindungsreichtum, Forschergeist und Improvisationstalent und – nicht zuletzt – die Zustimmung der ganzen Familie. Denn ohne einen solchen Konsens ist es unmöglich, mit Freude, Begeisterung und, ja, sportlichem Ehrgeiz an die Sache heranzugehen.

Es soll Spaß machen, lautete ohnehin die Grundvoraussetzung des Experiments, um unser Familienleben nicht in eine unkalkulierbare Krise zu stürzen. Andernfalls, so viel stand fest, hätten wir den Versuch auf der Stelle abgebrochen.

Wir, das sind zwei Erwachsene, drei Kinder, zusätzlich eine Katze und zwei Meerschweinchen, die unsere Kinder ausdrücklich als Familienmitglieder betrachtet wissen wollen. Peter, mein Mann, ist Sonderschullehrer und ist als Betreuer an einer großen Einrichtung tätig, und ich selbst arbeite als selbstständige Physiotherapeutin vor allem mit behinderten Menschen. Dann sind da Samuel, dreizehn, seine Schwester Marlene, zehn, und Leonard, mit sieben unser Jüngster, der als Einziger noch die Volksschule besucht.

Wir wohnen recht idyllisch, 14 Kilometer von der steierischen Landeshauptstadt Graz entfernt, in der 3000-Seelen-Gemeinde Eisbach, die immerhin neben der schönen Landschaft eine kulturhistorische Sehenswürdigkeit ersten Ranges aufzuweisen hat: Stift Rein, das älteste Zisterzienserkloster der Welt, in dem jetzt auch das Gymnasium unserer Kinder untergebracht ist. Unser Haus ist ein ehemaliges Bauernhaus mit einem großen alten



Stallgebäude, das Peter teilweise als Werkstatt dient und sonst mehr oder weniger leer steht.

In unserem Ort gibt es keinen besonders belebten Platz, nur zwei, drei Gasthäuser in der Nähe des Stiftes, eine Trafik (Tabak- und Zeitungsladen) und ein kleines Kaufhaus mit eher spärlichem Sortiment. Nicht gerade ein Einkaufsparadies und schon gar nicht für »Alternative«. Als solche mögen wir nämlich wohl für manche hier gelten, doch ein Außenseiterleben führen wir deswegen zum Glück nicht. Seit wir erst vor knapp zehn Jahren hierherzogen, sind wir in einigen Vereinen, von der Blasmusik bis zum Fußballverein, aktiv. Wir gehen gerne aus, sind gesellig, fahren in den Urlaub, haben häufig Besuch und führen prinzipiell ein sehr abwechslungsreiches und unbeschwertes Leben.

Mit bestimmten Themen gehen wir vielleicht ein wenig bewusster um als der Durchschnitt, was allerdings bis jetzt noch nie dazu geführt hat, dass wir als Ökofreaks klassifiziert wurden. »Ein bisschen alternativ, aber trotzdem ganz normal«, hat unser Ältester das vor gar nicht allzu langer Zeit einmal beschrieben.

Im Großen und Ganzen unterscheidet sich unser Leben also kaum von dem anderer Leute. Wir besitzen einen Fernseher, Computer und Handys. Und auch ein Auto, wenngleich wir uns bereits seit Jahren bemühen, es nicht übermäßig zu bewegen.

Das fällt meinem Mann zugegebenermaßen leichter als mir, da er ein geradezu begeisterter Radfahrer ist und gleich drei Fahrräder in seinem Fuhrpark stehen hat. Ich hingegen quäle mich bisweilen durchaus ein wenig widerwillig vor allem auf ansteigenden Straßen und ringe dann heroisch meinen inneren Schweinehund nieder. Oder auch nicht.

So oder so ähnlich halten es viele Familien in unserem Bekanntenkreis, zumal die Selbstbeschränkung beim Autofahren in den letzten Jahren in gewissen Kreisen doch ein wenig Auftrieb erlebt hat. Mit anderen Worten: Zumindest lange Zeit haben wir uns kaum durch besonderen Einsatz für die Umwelt hervor-

getan und wären unseren Mitmenschen sicher niemals als Ökoaktivisten aufgefallen.

Nicht bis zum 17. September 2009.

An diesem Tag besuchte ich mit einer Freundin die Premiere des Films *Plastic Planet*. In intensiven, schockierenden und betroffenen machenden Bildern zeigt diese Dokumentation im Spielfilmformat, wie sehr unsere Welt von Plastik durchsetzt ist und im Plastikmüll zu ersticken droht. Und führt zudem eindringlich die Skrupellosigkeit eines ganzen Industriezweigs vor Augen, wenn es um die Zulassung neuer Produkte geht, deren Gewinnpotenzial außer Frage steht, die Unbedenklichkeit für Umwelt und Gesundheit hingegen in keinsten Weise gewährleistet ist. Während die Plastikproduzenten sich bei kritischen Anfragen zynisch auf Firmengeheimnisse berufen, sehen die Politiker meist ohnmächtig und tatenlos zu oder schauen weg. Solche Firmen verfügen eben über eine einflussreiche und finanzstarke Lobby.

Von wegen schöne heile Plastikwelt, dachte ich mir beim Verlassen des Kinos. Die reinste Hexenküche ist das! Und plötzlich wurde alles anders. Für mich und für meine Familie.

In welcher Weise anders, das will ich auf den folgenden Seiten erzählen und einen Eindruck vermitteln von unserem Experiment »Plastik, nein danke!« Es war alles zugleich, wenn auch nicht unbedingt gleichzeitig: lehrreich und aufregend, anstrengend und lustig. Eines jedoch war es nie: langweilig, denn es stellte uns immer wieder vor neue Herausforderungen. Und mit der Zeit merkten wir, dass wir weitaus mehr bewegen können als ursprünglich gedacht – und in uns wuchs die Überzeugung, dass es sehr wohl möglich ist, sein Leben zumindest im eigenen Bereich grundlegend umzukrempeln.

Das Buch soll aber nicht nur Einblick geben in dieses ungewöhnliche Experiment, auf das ich mich, beeinflusst durch den

Film, mit meiner Familie vor zwei Jahren eingelassen habe, sondern es will darüber hinaus Spaß, Mut und Hoffnung machen. Spaß deshalb, weil er die Basis dafür war, dass wir uns als Familie für das Experiment entscheiden konnten, und bis auf den heutigen Tag der wichtigste Maßstab für die Fortsetzung unseres »plastikfreien« Lebens geblieben ist. Mut, weil es immer ein wenig davon braucht, wenn man sich dazu entschließt, alte Gewohnheiten zumindest teilweise zu verändern. Und Hoffnung, weil sie ungeahnte Kräfte in uns wecken kann und uns hilft, unsere Ideen und Visionen zu leben.



# I. Aller Anfang ist schwer

## ***Rückblende: Stationen einer »Ökokarriere«***

Wenn ich heute zurückdenke, dann scheint es mir, als ob ich schon als Kind in puncto Müll einen ausgeprägten Ordnungssinn besessen hätte. Ich weiß noch, wie entrüstet ich immer war über all die Zuckerpapiere und Kaugummiverpackungen, die ich auf dem Spielplatz oder beim Spazierengehen so nebenbei entdeckte und gegebenenfalls aufsammelte, um sie in den Papierkorb zu werfen.

Offenbar war ich also, was Müll anbelangt, ein ziemlich ordentliches Kind – ob schon von Natur aus oder weil man es mir so beibrachte, sei dahingestellt. Mein Interesse an fremdem Müll brachte mich jedenfalls bereits in diesen frühen Jahren dazu, über die Beweggründe anderer Menschen nachzudenken, und mündete schließlich in der Annahme, nur »dumme Kinder« würden ihren Abfall einfach in die Landschaft werfen. Kinder, die einfach nicht klug genug waren zu begreifen, was sich gehörte und was nicht. Dass auch Erwachsene zu den Müllverursachern gehören könnten, auf diese Idee wäre ich im Leben nicht gekommen.

Diese Neigung, den Müll anderer Leute aufzusammeln, stieß trotz des zweifellos ehrenhaften Motivs zumindest bei meinen Eltern nicht unbedingt auf Gegenliebe. Und so erntete ich bei meinen kindlichen Bemühungen, die Natur von diesem ganzen

unschönen Müll zu befreien, eher Kritik als Lob, und die erhoffte tatkräftige Unterstützung diverser Erwachsener blieb mir so gut wie immer versagt.

Damals hätte ich meine Beweggründe nicht in Worte fassen können. Es störte mich einfach, und deshalb versuchte ich Abhilfe zu schaffen. Heute weiß ich, dass dieses Bestreben, stets eine rasche Lösung für einen unbefriedigenden Zustand zu finden, zu mir gehört wie meine Nase oder wie meine Art zu sprechen. Zum Glück für alle, die mit mir zusammenleben, habe ich mich später vom reinen Müllsammler wegentwickelt und mich stärker darauf verlegt, Vermeidungsstrategien zu ersinnen.

Allerdings legte ich zwischenzeitlich einen ganz schön missionarischen Eifer an den Tag. Ungefähr ab dem Volksschulalter gab ich mich nicht mehr mit dem Aufsammeln zufrieden, sondern fing an, Kinder wie Erwachsene bei passender und unpassender Gelegenheit darüber aufzuklären, dass sie ihre diversen Hinterlassenschaften doch bitte sehr in die überall aufgestellten Mülleimer werfen oder, falls sie keine finden, mit nach Hause nehmen sollten.

Einmal davon abgesehen, dass die meisten Erwachsenen sich generell nicht gerne von Kindern belehren lassen, dämmerte mir in jener Zeit zum ersten Mal, dass die »Großen« tatsächlich ziemlich uneinsichtig sein konnten. Und meiner Erfahrung nach hat sich daran bis heute kaum etwas geändert. Kinder lassen sich viel leichter und schneller für Umweltthemen begeistern, fühlen sich insbesondere den Tieren, aber auch der Natur als Ganzes viel unmittelbarer verbunden, möchten helfen und heilen, entwickeln Visionen von einer »besseren Welt«, an deren Verwirklichung sie glauben wollen. Und für die sie bereit sind, sich mit ihren Mitteln einzusetzen.

Nun verlaufen Entwicklungen im Leben ja selten gradlinig. Und so vollführte ich im Laufe des Erwachsenwerdens irgendwann

eine ideologische Wende. Von der ursprünglichen Berufung zur Müllaktivistin blieb nicht viel übrig, und schließlich verwandelte ich mich nach bestandener Führerscheinprüfung sogar zur leidenschaftlichen Autofahrerin. Das ging so weit, dass ich selbst für kürzeste Strecken den Wagen nahm, um ein paar Meter zu fahren und wieder anzuhalten. Auf die Idee, zu Fuß zu gehen oder das Fahrrad zu nehmen, wäre ich in dieser Phase gar nicht gekommen. Autofahren machte mir einfach zu viel Spaß. Allerdings sagte auch niemand etwas.

Desgleichen zeugte mein Konsumverhalten zu jener Zeit nicht gerade von einem hohen Bewusstsein in puncto Gesundheit und nachhaltiger Ernährung. So stopfte ich während meiner zweieinhalbjährigen Ausbildung zur Physiotherapeutin phasenweise hauptsächlich Wurstsemmeln und Süßigkeiten in mich hinein. Und fand das zudem sehr praktisch, weil ich auf diese Weise Geld sparte, das ich dann bevorzugt in billige Klamotten investieren konnte.

Parallel dazu machte sich bei mir mit der Zeit eine gewisse Ignoranz gegenüber sogenannten Umweltproblemen breit. Zwar war es für mich weiterhin kein Thema, dass ich meinen eigenen Abfall nicht einfach in die Gegend warf, doch der Rest interessierte mich nicht wirklich. Die »Umwelt« war plötzlich erstaunlich weit weg. Ich jedenfalls fühlte mich nicht speziell dafür zuständig oder verantwortlich.

Heute bin ich davon überzeugt, dass allein die Formulierung »Umweltprobleme« dazu beiträgt, die Natur nicht mehr als eigene Lebensgrundlage zu erleben, und es deshalb leichtfällt, sich davon zu distanzieren. Der neutrale Begriff verleitet dazu, sich etwas vorzumachen, die Probleme der Umwelt von den eigenen – auch den gesundheitlichen – abzukoppeln und einen Zusammenhang zu bestreiten. Insofern würde ich es vorziehen und weitaus logischer finden, von »Lebensraumproblemen« zu sprechen. Damals jedoch, in meinen frühen Erwachsenenjahren,

waren ökologische Konzepte für mich genauso nebensächlich wie irgendwelche konkreten Umweltaktivitäten.

Gesundes Essen, schadstoffarme Luft, sauberes Wasser, das alles bekam erst wieder einen entscheidenden Stellenwert, als ich unser erstes Kind erwartete. Noch bevor Samuel auf die Welt kam, begann ich mich recht intensiv mit der Ernährung von Babys und Kleinkindern sowie mit der Windelfrage zu befassen.

Pampers und Co. oder lieber die gute altmodische Stoffwindel? Wobei der Wunsch, Müll zu vermeiden, zwar den auslösenden Faktor darstellte, als ich mich gegen die bequeme Lösung entschied, doch daneben gab es gesundheitliche Bedenken, denn die schier unendliche Saugfähigkeit der Wegwerfwindeln war mir nicht geheuer. Und so verbrachten letztlich alle drei Kinder – wenngleich mit wechselnder Begeisterung seitens der wickelnden Eltern – die Anfänge ihres Lebens überwiegend in Stoffwindeln.

Obwohl wir das als kleine Erfolgsstory in Sachen Müllvermeidung verbuchten, begnügten wir uns im Übrigen damit, den Müll so gut wie möglich zu trennen und entsprechend zu entsorgen. Solange wir in Graz lebten, war das nicht einmal mit Umständen verbunden, weil direkt vor unserem Haus Papier-, Metall- und Glascontainer standen. Plastikverpackungen sowie PET-Flaschen sammelten wir zusätzlich brav im sogenannten gelben Sack, und die Tetrapacks landeten in der Ökobox. Was nach der Abholung damit geschah, entzog sich einerseits unserer Kenntnis und interessierte uns andererseits auch nicht weiter. Und da die »Jute-statt-Plastik«-Bewegung damals gerade kein Thema war, schien mit der gewissenhaften Mülltrennung aus meiner Sicht sowohl das Nötige als auch das Richtige und vor allem das einzig Mögliche getan.

Recycling. Dieses Schlagwort reichte über Jahre vollkommen aus, um mir und vermutlich dem Großteil der Verbraucher be-



züglich des Umgangs mit Müll ein wirklich gutes Gewissen zu bescheren. Von der anfallenden Gesamtmenge fehlte jede Vorstellung. Wie denn auch? Schließlich wurde der Abfall zu Hause abgeholt: aus den Augen, aus dem Sinn. Und überhaupt: Wer denkt schon gerne über Müll, seine Entstehung und Entsorgung, geschweige denn über seine Vermeidung nach? Das tut man erst, wenn es für einen selbst zum Problem oder zumindest augenfällig wird.

Dann zogen wir aufs Land. Und hier gingen und gehen die Uhren anders als in der Großstadt. Das beginnt schon mit den Restmülltonnen, die lediglich einmal im Monat geleert werden, für uns damals ein Novum. Zum Glück gibt es für Altpapier in unmittelbarer Nähe einen Container, aber alle anderen »Müllsortimente« müssen wir seither selbst zum Wirtschaftshof der Gemeinde bringen. Als wir plötzlich sahen, wie sich neben der Tonne immer mehr Plastikmüllsäcke auftürmten, fanden wir das wenig attraktiv. Eine Zeit lang erschöpfte sich die Diskussion über das leidige Problem allerdings darin, zusätzliche Fahrten zum Wirtschaftshof zu organisieren, was in Anbetracht der recht begrenzten Öffnungszeiten mitunter nicht ganz einfach war. So feilschten mein Mann und ich regelmäßig, wer diesmal an der Reihe sei. Obwohl sich nicht übersehen ließ, dass allein in unserem Haushalt riesige Mengen an Plastikmüll anfielen, kamen wir vorerst gar nicht auf die Idee, den Missstand bei der Wurzel anzupacken. Wir müssen wirklich anderweitig sehr beschäftigt gewesen sein, und ich befürchte, Peter und ich würden heute noch diskutieren, wenn ...

Aber der Reihe nach.

Ein paar Umwege und Zwischenetappen waren nötig, bis es zu einer entscheidenden Wende in Sachen Müllvermeidung kam. Zunächst einmal beschäftigte ich mich vorwiegend mit unserer

Ernährung. Nachdem ich Erwin Wagenhofers Film *We Feed the World*, eine kritische Bilanz der zunehmenden Industrialisierung der Nahrungsmittelproduktion, gesehen hatte, begann ich immer größeren Wert auf Auswahl und Herkunft von Lebensmitteln zu legen. Inzwischen halten wir uns weitestgehend an Bioprodukte, essen wenig Fleisch – Marlene ist ohnehin seit ihrem achten Lebensjahr Vegetarierin – und geben acht, dass Lebensmittel möglichst aus Österreich kommen. Wenn sie doch einmal, wie etwa Bananen, aus fernen Ländern stammen, versuchen wir zumindest, Bio- und Fair-Trade-Erzeugnisse zu kaufen.

Animiert durch einige Freundinnen gingen wir außerdem verstärkt dazu über, es im Krankheitsfall primär mit sanften Methoden und unserem Homöopathen zu versuchen, was eigentlich fast immer zum Erfolg führte – so hat seit mehr als zehn Jahren keines unserer Kinder ein Antibiotikum gebraucht. Darüber hinaus kamen in dieser Zeit vermehrt biologisch abbaubare Putz- und Waschmittel zum Einsatz, das Auto blieb häufiger zugunsten von Bahn oder Fahrrad stehen, Flugreisen machten wir auch damals schon nicht, und so war ich mir bis zum Herbst 2009 eigentlich ziemlich sicher, dass ich über das nötige Wissen und alle Voraussetzungen für eine möglichst umwelt- und gesundheitsbewusste Lebensführung verfügte. Bei der Umsetzung in die alltägliche Praxis mochte es zwar Optimierungsbedarf und Schwachstellen geben, aber darüber sahen wir relativ entspannt hinweg.

Erneut war es ein Film, der mich zum Umdenken zwang. Einer, der meine bequeme Zufriedenheit infrage und unser Leben auf den Kopf stellte.

## ***Ein Film und seine Folgen***

Am Abend des 17. September 2009 bin ich mit meiner Freundin Nicole in einem Grazer Kino verabredet, in dem Werner Bootes Dokumentarfilm *Plastic Planet* Premiere haben soll.

Etwas verspätet und gehetzt komme ich an. Genervt von der frustrierend langen Parkplatzsuche und meiner eigenen Fehlentscheidung, mit dem Auto in die Stadt zu fahren, steht mir der Sinn eigentlich mehr nach einem gemütlichen Glas Rotwein als nach einem vermutlich anstrengenden Dokumentarfilm mit einem merkwürdigen Titel. Wir haben uns nämlich nicht darum gerissen, an diesem Abend ins Kino zu gehen, sondern die Premierenkarten geschenkt bekommen. Einem geschenkten Gaul schaut man nicht ins Maul, denke ich seufzend. Muss der Wein halt warten.

Bevor es losgeht mit dem Film, werden – wie bei Premieren üblich – ein paar einleitende Worte gesprochen, die mit dem Hinweis enden, dass Werner Boote, der Regisseur, nach der Vorstellung für Fragen zur Verfügung stehen wird. Was mich lediglich dazu veranlasst, Nicole noch schnell zuzuflüstern: »Du, da machen wir uns aber gleich aus dem Staub, ich finde solche Diskussionen mühsam!«

Schließlich haben wir den Kinobesuch nur als Auftakt für einen netten, unbeschwerten Abend geplant. Und überhaupt: Planet aus Plastik, das klingt für mich eher nach Science-Fiction, nach einer Zukunftsvision, und damit wenig verlockend, denn SF mag ich nicht besonders. Erst recht kann ich mir nichts unter einer Dokumentation über einen Plastikplaneten vorstellen.

Als wir den Kinosaal rund eineinhalb Stunden später wieder verlassen, hat sich mein Horizont nicht nur entscheidend erweitert – ich bin sozusagen unmittelbar auf dem harten Boden des Plastikplaneten gelandet. Weichmacher in Bodenbelägen, Plastikstrudel im Pazifik, intersexuelle Fische in englischen Flüssen,

Opfer der Polivynilchloridproduktion in Venedig, Bisphenol A in Babyschnullern, Unfruchtbarkeit, ohnmächtige EU-Politiker und arrogante Vertreter der Plastikindustrie, all das und noch viel mehr schwirrt mir im Kopf herum.

Während Nicole und ich uns langsam nach draußen drängen, überkommt mich bereits das Gefühl, nicht mehr derselbe Mensch zu sein, als der ich dieses Kino betreten habe. Irgendein Schalter scheint in meinem Kopf umgelegt worden zu sein. Allerdings sind es nicht nur die bedrückenden Bilder von mit Plastikmüll bedeckten Stränden, aus dem Meer gefilterten winzigen Plastikteilchen, von Müllbergen an allen Ecken und Enden der Welt und auch nicht einige für mich teilweise neue Informationen über gesundheitlich äußerst bedenkliche Ingredienzien, die in vielen Kunststoffen enthalten sind.

Nein, während des Films habe ich begonnen, über mich selbst nachzudenken und mich über meine bisherige Naivität im Umgang mit Plastik zu ärgern. Meldungen, dass irgendein Kinderspielzeug, meist aus China, wegen überhöhter Schadstoffbelastung vom Markt genommen werden musste, sind mehr oder weniger zu einem Ohr rein-, zum anderen rausgegangen – länger beschäftigt haben sie mich nie. Und wenn ich doch einmal Verwunderung verspürte, dann nur aus dem einzigen Grund, weil ich eigentlich ziemliches Vertrauen in diverse Verordnungen und Kontrollmechanismen der EU gesetzt habe.

Damit ist es nun schlagartig vorbei. Aus Vertrauen wird erst Ungläubigkeit, dann Empörung und Entsetzen. »Wahnsinn«, murmle ich immer wieder vor mich hin und lasse das eben Gesehene noch einmal Revue passieren.

Was ist das eigentlich Besondere an diesem Film, fragte ich mich. Warum geht er mir dermaßen unter die Haut?

Werner Boote, einem österreichischen Regisseur, der schon für die unterschiedlichsten Filmgenres gedreht hat, ist Erstaun-

liches gelungen. *Plastic Planet* ist meiner Meinung nach keine typische Dokumentation, da Boote nicht nur unterschiedliche Stilmittel vermischt, sondern sein Anliegen in eine sehr persönliche Geschichte packt, die sich wie ein roter Faden durch den Film zieht. Auf den Spuren seines Großvaters, in den Sechzigerjahren Geschäftsführer der deutschen Interplastikwerke und damit einer der Pioniere des Kunststoffzeitalters, versucht er den »Geheimnissen« der Plastikproduktion auf die Spur zu kommen, wobei er recht bald erkennen muss, dass das so einfach nicht ist. Denn jede Firma hat ihre eigenen »Rezepte« – und was in den einzelnen Produkten letztendlich wirklich enthalten ist, bleibt nicht nur den Konsumentinnen und Konsumenten, sondern auch den Kontrollorganen der EU meist verborgen.

Abgesehen davon, so Bootes Fazit, braucht man vermutlich ein abgeschlossenes Chemiestudium, um die Schädlichkeit einzelner Inhaltsstoffe überhaupt einigermaßen einschätzen zu können. Plastik ist mittlerweile überall – auch dort, wo es eigentlich niemand haben will. Woraus wiederum das Riesenproblem resultiert, dass die unreflektierte Verwendung derartiger Produkte nicht nur zu gigantischen, für jedermann sichtbaren Müllbergen führt, sondern auch verborgene Gefahren birgt. Unmittelbare oder solche mit Langzeitwirkung, wie es etwa gerade bei Müll auf dem Meeresboden der Fall ist.

Verschiedene Chemikalien, die bei der Plastikproduktion verwendet werden, lösen sich nämlich mit der Zeit aus dem Material und können den menschlichen Organismus auf unterschiedlichste Weise schädigen, doch lassen sich die Zusammenhänge zumeist nicht untersuchen, weil sich die Kunststoffindustrie eben gerne auf das Prinzip Geheimhaltung beruft.

All das führt Bootes Film vor Augen, nähert sich dem Thema unter verschiedenen Aspekten: Da findet sich der schöne Schein der Werbung ebenso wie die »wohltätige« Forschung, der seriöse wissenschaftliche Ansatz ebenso wie die skrupellose Vermark-

tung, da werden Gespräche geführt mit Industriellen, Wissenschaftlern und Medizinerinnen, aber bei aller Betroffenheit und Ernsthaftigkeit kommt auch die Lust am Skurrilen und Komischen nicht zu kurz.

Und so schuf Boote mit diesem ungewöhnlichen Film nicht nur ein erschütterndes, aufrüttelndes Dokument des Plastikzeitalters, sondern schaffte es überdies, dem Film mit einer speziellen Mischung aus zeitweise fast unerträglicher Hartnäckigkeit, erfrischender Spontaneität und einer Prise »Wiener Schmah« zugleich eine heiter-unterhaltsame, ja zeitweise sogar witzige Note zu verleihen.

### ***Eine einsame Entscheidung***

Als Nicole und ich aus dem Kino herauskommen, wartet dort Gerhard auf uns, der Lebensgefährte meiner Freundin Sonja. Er hat den Film ebenfalls gesehen, uns zufällig im Kino entdeckt, und wie uns steht ihm der Sinn jetzt nach einem Glas Rotwein. Um das Ganze zu »verdauen«, wie er sagt.

Also einigen wir uns rasch, gemeinsam auf die Suche nach einem passenden Lokal zu gehen. Bezüglich des »Verdauens« des soeben Gesehenen gibt es allerdings weniger Einigkeit. Jedenfalls hält Gerhard es offenbar für reichlich übertrieben, dass mich der Film dermaßen aufgewühlt hat.

»Na ja, so tragisch sehe ich das alles nun wieder nicht«, meint er und fügt fatalistisch hinzu: »Und außerdem, was willst schon machen? Plastik ist eben überall. Alles ist verpackt. Da kannst du höchstens gar nichts mehr einkaufen!«

Meine Betroffenheit ist in diesem Moment noch so frisch, dass ich beinahe verärgert reagiere und leicht gereizt zurückfauche: »Ja, gar keine schlechte Idee, wäre ohnehin besser, weniger zu kaufen ...« Meine alte Neigung, für inakzeptable Zustände so-

fort eine Lösung zu suchen, macht sich in diesem Moment mal wieder bemerkbar, was meine Begleiter allerdings nicht ahnen können. Während Nicole und Gerhard aufzählen, ob und was und wo man ohne Plastikverpackung einkaufen kann, beginne ich innerlich auf Hochtouren zu laufen.

Nur noch halbherzig verfolge ich das Gespräch.

Nicole: »Okay, Gemüse, Brot und Gebäck, das geht ja, meistens zumindest. Im Supermarkt allerdings ist das meiste verpackt. Und wenn du Wurst und Käse offen kaufst, bekommst du es in Folie oder beschichtetes Papier eingewickelt. Alles andere ist sowieso aussichtslos. Zum Beispiel bei Toiletteartikeln, da kenn ich überhaupt nichts, was nicht in Plastik verpackt wäre.«

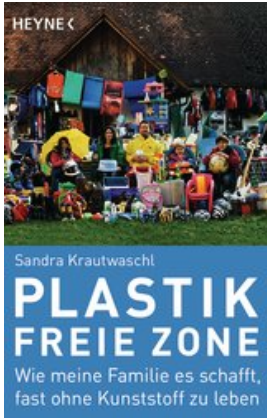
Gerhard: »Stimmt, ist hier auch sinnvoll. Wäre ja wohl ein bisschen gefährlich, wenn in den Duschen überall Glasflaschen mit Shampoo und Duschgel herumstehen würden.«

Nicole: »Bei den Putzmitteln ist es ja dasselbe. Da gibt es kaum eines, das nicht in einer Plastikflasche abgefüllt ist – bliebe höchstens als Alternative die gute alte Kernseife.«

Mich regt das alles nur noch mehr auf und es brodeln in mir. Es scheint, als würde das Resultat dieser Diskussion von vornherein feststehen: geht nicht! Mein Widerspruchsgeist erwacht. Ein Zustand, der dermaßen nach Veränderung schreit, kann doch nicht einfach so verbal in Stein gemeißelt werden.

Ich versuche mich an Überzeugungsarbeit: »Es kann eigentlich nicht sein, dass wir alle bei dem Wahnsinn weiterhin mitmachen. Bis vor hundert Jahren hat die Menschheit schließlich auch existiert, ohne überall Müll zu hinterlassen, der teilweise Jahrhunderte braucht, um zu verrotten, und dabei zu allem Überfluss Unmengen an Gift freisetzt.«

Zurückschauend glaube ich, dass sich in diesem Augenblick beim Rotwein im Lokal, aufgewühlt von dem Film und deprimiert von der scheinbaren Aussichtslosigkeit, etwas verändern zu können, in meinem Kopf erstmals die Umrisse jenes Experi-



Sandra Krautwaschl

### **Plastikfreie Zone**

Wie meine Familie es schafft, fast ohne Kunststoff zu leben

ORIGINALAUSGABE

Taschenbuch, Broschur, 288 Seiten, 11,8 x 18,7 cm  
ISBN: 978-3-453-60229-8

Heyne

Erscheinungstermin: Juni 2012

Kein Leben für die Tonne

Schockiert über die Auswirkungen, die die gigantischen Plastikmengen auf Gesundheit und Natur haben, beschloss Sandra Krautwaschl mit ihrem Mann und drei Kindern, zunächst einen Monat ohne Plastik zu leben ... Gar nicht so einfach: Was tun, wenn man sich weiter die Haare waschen, die Zähne putzen und sich der Sohn ganz sicher nicht von seiner Plastik-Ritterburg trennen will? Eine unterhaltsame, undogmatische Lektüre mit einer motivierenden Botschaft: Jeder kann im Kleinen die Welt verbessern und dabei Spaß haben – aus einem Monat Selbstversuch sind mittlerweile zwei Jahre geworden!



[Der Titel im Katalog](#)